Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 38 (1962-1963)
Heft: 8

Artikel: Aus meinem Fahrtenbuch : Notizen eines Taxichauffeurs
Autor: Suter, Fritz
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1074097

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 07.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Aus meinem Fahrtenbuch

Notizen eines Taxichauffeurs von Fritz Suter

Taxi-Geschichten erzählen! – Da weiß ich kaum wo anfangen. In diesem Beruf erleben wir allerlei Situationen, peinliche und erfreuliche, mitunter sogar unheimliche, wenn nicht gar gefährliche. Im allgemeinen ist man ja schon dankbar, wenn man nicht gerade ausgeraubt oder ermordet wird.

Wenn mich einer fragt: «Wie wird man eigentlich Taxichauffeur?», so sage ich: «Nichts einfacher als das. Zunächst brauchst du eine halbjährige Fahrpraxis, eine saubere Weste und eine gesunde Lunge. Als Kandidat hast

du also ein amtliches Leumundszeugnis über Straffreiheit beizubringen und mußt eine medizinische Untersuchung über dich ergehen lassen.»

«Und was wird an so einer Taxiprüfung verlangt?» erkundigt sich der Fragesteller weiter.

«Du leistest dem Straßenverkehrsamt kurz und bündig den Beweis, daß du fähig bist, gewerbsmäßig Personen mit einem Mobil zu transportieren. Gewerbsmäßig fahren ist aber nicht unbedingt mit saumäßig fahren zu verwechseln! Die Prüfungsanforderungen sind ähnlich wie für normale Pw-Fahrer, nur etwas strenger und vor allem mehr Theorie. Wenn du in Zürich Taxi fahren willst, holst du nach bestandener Prüfung bei der Gewerbepolizei einen Chauffeurausweis. Dabei wirst du auch gleich über Stadtkenntnisse geprüft. Außerdem wirst du angewiesen, ein numeriertes Kontrollheftchen über die Arbeits- und Präsenzzeit zu führen. Das heißt bei uns «Lugibüechli». Es ist gelb, denn das ist die Farbe der Falschheit. Es wird dir auch beigebracht, daß ‚Wischen' verboten sei ...»

Taxi-Latein

«Wischen», staunt der Aspirant, «was ist denn das?»

«Du könntest ja eigentlich wissen, daß es in Zürich eine Anzahl städtischer Standplätze gibt. Darüber haben sie in der Politik ja jahrelang geredet. Um dort einen Taxi aufzustellen, braucht es eine Konzession, und zwar eine A-Konzession. Von denen gibt es 250, daneben aber noch eine ganze Menge B-Konzessionen. Und viele dieser B-Taxis nun sind ‚Wischer', das heißt sie besitzen theoretisch einen Standplatz, meist in einem abgelegenen Quartier, in Tat und Wahrheit aber fährt ein Wischer jedoch ununterbrochen die Bahnhofstraße hinauf und das Limmatquai hinunter und wartet darauf, bis jemand den Arm hochhebt und ‚Taxi' brüllt oder einfach auf so ein Spezialmobil losrennt. Die ‚wischen' also die Straßen nach Fahrgästen ab. Klar?»

Dann weihe ich den Grünschnabel noch etwas gründlicher in das Taxi-Latein ein: «Auf dem Dach führt jeder Taxi ein Transparent, das nachts beleuchtet ist. Das ist der ‚Guener'. Du weißt nicht was das ist? Nun: Wenn ich esse und ein Hund sitzt daneben, so guenet er. Das macht auch der Guener auf dem Dach, aus Gewohnheit sozusagen animiert er die Passanten zum Taxifahren.

Bekanntlich gehört zum Wischen auch ein Besen. Und kurz nach Mitternacht, wenn die Wirtschaften schließen und die Trams bereits im Schopf sind, zünden die ‚Wischer' den ‚Guener' an und gehen auf den ‚großen Besen'.»

«Und wieviel verdient man?» erkundigt sich der Bursche weiter. «Daß man in diesem Beruf nicht selten tausend Franken im Monat verdient, kann ich dir nicht verheimlichen. Vergessen soll man aber auch nicht, welche Zeit ein Taxifahrer darauf verwendet, dieses Geld zu verdienen und wie der Taxiberuf einem fast den Nerv auszehrt!

Ich arbeite von morgens sechs bis abends fünf. Oder ich komme erst um sechs, zum Frühstück quasi, ins Bett, wenn ich Nachtschicht habe. Und das sechs Tage in der Woche. Damit bin ich sozial noch lange nicht an erster Stelle. Aber ich beziehe ja sechs Tage Ferien im Jahr und mit fünfundsechzig die AHV ...»

«Und wie lange», fragt mein zukünftiger Kollege weiter, «kann man diesen Beruf ausüben?»

«Das hängt schon davon ab, wie bald du auf dem Hund bist. Es gibt Leute, die sind schon Taxi gefahren, bevor es überhaupt Autos gab, und sie fahren heute noch. Aber das können sie natürlich nur mir erzählen.»

«Wie rechnet man die Einnahmen ab?» fragt mich der Neuling, denn er ist exakt.

«Meistens täglich. Der Chauffeur kassiert ja nach jedem Flug, will sagen nach jeder Fahrt, die Taxe, welche auf dem Wecker verzeichnet ist. Natürlich gibt es auch immer findige Köpfe, welche die Uhr nicht einschalten und so anstatt eines ‚Fluges' eine ‚Fahne' machen, deren Ergebnis sie für sich behalten. Aus diesem Grunde ist der Chauffeur dem Taxihalter gegenüber meistens verpflichtet, auf eine gewisse Anzahl gefahrener Kilometer auch einen entsprechenden Geldbetrag nach Hause zu bringen, durchschnittlich etwa 50 Rappen pro Kilometer.»

Zur weiteren Ausbildung gehören auch folgende Berufsgeheimnisse: Verkehrsordnungen und Polizeivorschriften gelten in der Regel auch für Taxichauffeure. Man wird kaum beobachten, daß Taxichauffeure ein Stopsignal mißachten, Sicherheitslinien oder rote Lichter überfahren. Die Polizisten wissen das genau,

und dementsprechend ist auch ihr kollegiales Verhalten den Taxichauffeuren gegenüber! Will ein Polizist eine fahrende Kolonne stoppen, so gibt er dem nächstbesten Taxi ein Haltezeichen. Die Kolonne stoppt, und zwar ohne daß der Polizist fünfmal in der Luft herumzufuchteln braucht.

Wenn zwei oder drei Fahrbahnen nebeneinander liegen, und ein Automobilist versucht da nach links oder rechts in die Kolonne nebenan einzubrechen, sei es, weil er vorher absichtlich falsch eingespurt oder weil er zu spät ans Einordnen gedacht hat, wird es ihm schwer fallen, einzudringen, wenn dort ein Taxi ist. Dann nützt alles Fluchen und Drücken nichts. Denn ein Taxichauffeur läßt sich nie wegdrücken.

Ebenso ist die Situation, wenn der Taxi von rechts kommt. Auch da hilft Drücken nicht. Jeder Automobilist kann sich darauf verlassen. «Halunke, Gangster, Verbrecher!» tönt es dann. Danke. Andere Mobilisten sind gescheiter und lassen dem Taxichauffeur den Vortritt. Sie sagen sich: «Schließlich übt er ja seinen Beruf aus und fährt nicht zu seinem Vergnügen herum.» Oft genug haben es die Fahrgäste tatsächlich eilig, denn der Zug fährt in zwei Minuten. Und heutzutage nützt man ja jede Sekunde aus. Sonst ist man kein richtiger Businessman.

Doggen und Amerikaner

Und nun die Taxikundschaft: Sie setzt sich aus allen möglichen Arten von Menschen zusammen. Es fahren Neger, Pastoren, Seeleute und Tunichtgute und Leute, denen das Geld locker in der Tasche sitzt. Für mich selbst habe ich eine persönliche Einteilung geschaffen. Vielleicht lasse ich diese Idee sogar patentieren. Kurz: Ein Drittel rekrutiert sich aus Personen, die in Zeitnot sind oder denen die Witterung nicht zusagt. Das zweite Drittel sind Menschen, die derart mit Kindern, Paketen und Hunden beladen sind, daß sie die Straßenbahn nicht nehmen können. Das letzte Drittel sind Subjekte, die eine Aversion gegen das Tram haben oder zu einem Ort müssen, wo es überhaupt kein Tram mehr gibt: Milieudamen, Angeber, Servierpersonal und Betrunkene. Letztere sind am unbeliebtesten – neben den Herren ‚Blank', die keinen Trinker geben, also das Trinkgeld absichtlich oder unabsichtlich vergessen.

Dann gibt es weiter den bekannten ‚Schnellläufer', der vom Zug zum Taxistandplatz stürmt, die Türe aufreißt und sich in den Fond wirft, begleitet von seiner Aktentasche. Leute mit Gepäck haben das Nachsehen.

Neulich fuhr ich bei strömendem Regen von der Hochschule herkommend die Rämistraße hinunter. Vor dem Schauspielhaus winkte mir aufgeregt eine Frau. Eine große, gutmütig dreinblickende Dogge von der Größe eines Kälbchens stand daneben, mit rosa Nase. Solchen Situationen schaue ich getrost ins Auge, denn unter meinem Sitz liegt eine Wolldecke! Diese breitete ich sorgsam auf dem hinteren Sitz aus, um dem Hund ein warmes Plätzchen zu verschaffen. Meine Hingabe an das reizende Hündchen wurde aber gar nicht ästimiert. «Boby ist doch sauber», sagte die Frau giftig, «ich habe ihn eben gebadet.»

Das ist es ja bei solchen Geschichten: Manchem Hundehalter will es nicht einleuchten, daß auch sein Hund schmutzige Pfoten haben könnte, wenn es draußen regnet. Daß jedes Hundefell stinkt, wenn es feucht ist, daß es nicht eitel Freude bedeutet, sich von so einem Biestchen den dampfenden Atem ins Genick blasen zu lassen – auch da wird kaum Kritik geduldet. Man halte also die Schnauze oder, falls man das nicht über sich bringt, lasse man die Schnauze auf der Straße im Regen stehen. Aber ich bin eben ein Tierfreund.

Fast so unangenehm wie stumme Doggen und ihre Herrinnen können aber auch redende Wesen sein. Letzten Sommer habe ich am Bahnhof ein amerikanisches Ehepaar aufgeladen. Ältere Leute, beide schon im letzten Jahrhundert geboren. Der Mann trug einen breitrandigen Zimmermannshut. ‚Aha', dachte ich, ‚reiche Amerikaner mit Dollars.'

Die Fahrt ging zum Kreuzplatz. Gleich nachdem wir uns in Marsch gesetzt hatten, schaltete ich pflichtgemäß die Uhr ein: Die Grundtaxe zu Fr. 1.50. Und dann ging es hinter mir los: «Joe... Joe...», rief die Alte, «der verfluchte Kerl haut uns über die Ohren!» – Soviel Englisch kann ich immerhin, um das zu verstehen.

Joe reagierte darauf überhaupt nicht. Joe war taub, glaube ich. Nun stöhnte die Hexe jedesmal, wenn wieder ein Zehner herunterfiel. Es ist allerhand, wie die Leute heutzutage gemein sind. Als ich beim Paradeplatz um das Rondell fuhr, schrie sie in den höchsten Frequenzen: «Siehst du, er fährt mit Absicht sol-

che Bogen!» Diese Närrin. Da soll einer nicht explodieren. Und so ging es weiter in einem fort. «Der Gangster hat die Uhr absichtlich so eingestellt, daß sie zu schnell läuft, und er fährt absichtlich so langsam!» Ein Hin und ein Her bis zum Kreuzplatz. Dort gab mir die ‚Lady' gnädigst ein Zweifrankenstück, worauf ich ihr bekanntgab, der Fahrpreis sei dreiachtzig.

Und da kam die letzte Ladung des Gewitters. «Der Teufel will uns tatsächlich ausrauben!» schrie sie. – Ach ja ...

Oft steigen Leute ein, deren erstes Wort ist: «Entschuldigen Sie, Chauffeur, aber die Fahrt geht nicht weit!» Da kann ich nur sagen: Kein Taxichauffeur verübelt es einem Gast, wenn er einsteigt, um die nächste Hausecke fährt, zahlt und wieder aussteigt. Dafür hat man laut dem städtischen Taxametertarif die Grundtaxe, und, fährt jemand bloß zweihundert Meter, so macht das zusammen ungefähr Fr. 1.70.

Bitte, fahren Sie rassig

Natürlich gibt es auch längere Fahrten. Eines Abends hielt mich ein Herr gesetzteren Alters an der Bahnhofstraße auf. Es war kurz vor ein Uhr nachts. Die Wirtschaften hatten geschlossen. «Wie lange brauchen Sie bis Konstanz?» «Fünf Viertelstunden», sagte ich. «Also los, fahren Sie!» befahl er mir. Die 80 Franken für die Fahrt verlangte ich zum voraus. – Und als Gegenwert hatte er dann schließlich das Vergnügen, um vier Uhr morgens enttäuscht, abgebrannt und todmüde wieder in Zürich zu sein.

Jeder Chauffeur trachtet danach, möglichst viele Flüge zu machen. Das ist klar. Ob kurz oder lang spielt gar keine Rolle. Und darum: Hat der Chauffeur erst einmal einen Fahrgast geladen, sieht er zu, diesen möglichst schnell ans Ziel zu bringen. Oft erträgt das ein Gast nicht gut und fleht: «Fahren Sie nicht so schnell, wir haben es nicht eilig!» Auch das kann er haben. Meistens sind dies Leute, die selbst Auto fahren und darum hinter jeder Ecke eine Gefahr wittern.

Aber einmal habe ich das Gegenteil erlebt: Ein altes Weibchen war mir eingestiegen. Ich dachte: ‚Du fährst schön zahm, nicht daß das Mütterchen durcheinandergerüttelt wird.' Nach einer Weile aber beugte sich das Weiblein sachte nach vorn, legte beide Hände auf meine Lehne und bat: «Bitte Chauffeur, bitte Chauffeur, fahren Sie ein wenig rassig!» Das Weiblein war, grob geschätzt, achtzig Jahre alt.

«Gut», sagte ich, «aber halten Sie sich fest!» -- Und los gings. Die Straße war trocken, und zu dieser abendlichen Stunde herrschte so gut wie kein Verkehr. Ich jagte um die Kurven was das Zeug hielt, ließ die Reifen pfeifen und fuhr sonst wie ein Verrückter über Pfauen, Römerhof und Asylstraße nach Witikon. Ich trat beinahe das Bodenbrett hinaus. Das Mütterchen aber strahlte vor Wonne und Glückseligkeit beim Aussteigen und gab mir drei Franken Extratrinkgeld, wofür ich ihr das Gartentürchen aufmachte und mich höflich bedankte.

Mit oder ohne Polizei?

Eines Nachts lud ich an der Seefeldstraße einen Fahrgast aus. Es ging gegen halb drei. Die Straße war still und dunkel, menschenleer. Auf der Rückfahrt hielt mich eine Dame an und verlangte, daß ich sie zum Römerhof fahre. Als wir dort anlangten, sagte sie beim Aussteigen: «Könnten Sie mir nicht fünfzig Mark wechseln, sonst muß ich morgen früh schon auf die Bank.»

«Selbstverständlich», antwortete ich. «Auf der Bank», meinte sie weiter, «kriegen Sie dann etwa drei Franken mehr!» Ich wechselte also, gab der Dame fünfzig Franken und nahm dafür die fünfzig Mark.

Am nächsten Nachmittag ging ich zur Bank und schob die Fünfzigmarknote über die Marmorplatte. Der Bankkassier betrachtete den Schein, ging damit nach hinten und tuschelte dort mit einem Kollegen. ‚Oha', dachte ich, ‚da stimmt etwas nicht. Jetzt werden sie sofort die Polizei holen.' Aber mir war natürlich keine Minute bange. Ich konnte mich ja zur Genüge ausweisen. Wenn nun die Note gefälscht war, konnte ich ihnen wohl nicht schwarz auf weiß beweisen, woher ich sie hatte, aber man würde mir trotzdem glauben müssen.

Es geschah weiter nichts. Der Kassier kam wieder nach vorne und füllte einen Wechselzettel aus. ‚Also ist sie nicht gefälscht', dachte ich und atmete auf. Dann wurde mir das Geld zugeschoben. –

«Elf Franken?» sagte ich ungläubig, «Sie täuschen sich wohl?»

«Mitnichten», meinte der Bankangestellte,

«Sie haben mir fünfzig Ostmark gegeben. Und mehr als elf Franken erhalten Sie dafür von keiner Bank.»

«Wenn sich die Sache so verhält», sagte ich schnell, «will ich die Note nicht gewechselt haben. Geben Sie sie mir zurück. Ich gehe damit zur Polizei.»

Er gab sie mir zurück, und ich wollte der Schlaue sein. Ich ging natürlich nicht zur Polizei. Ich fuhr wiederum zum Römerhof.

Unterdessen versuchte ich, mir die Dame in Erinnerung zu rufen. Sie hatte, wie ich mich noch genau erinnerte, rötlichblondes Haar bis über die Schultern. Und vorne auf dem Kopf eine Lockenrolle, was wir als Kinder ‚Zementrolle' nannten. Außerdem klapperte sie mit hochhakigen Absätzen und trug einen rotgeblumten Sommerrock. Darunter zwei, drei tüchtige Rationen steifer Unterröcke. Und sie hatte einen Regenschirm.

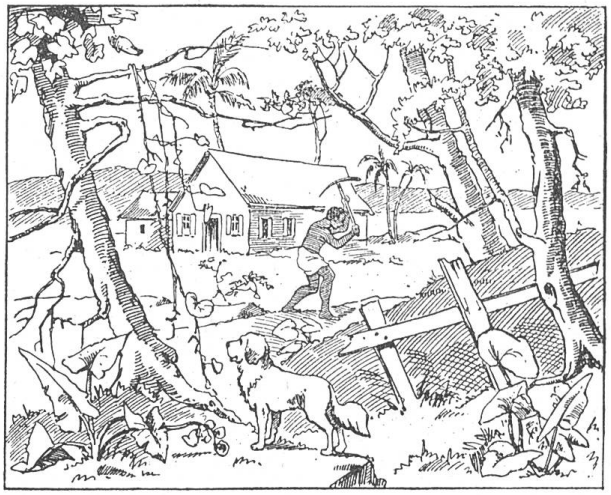
Mit diesem Signalement klopfte ich nun rund um den Römerhof alle Lebensmittelgeschäfte ab. Ich fragte in Bäckereien und Milchläden nach ihr. Und, als ich damit keinen Erfolg hatte, machte ich mich hinter die Appartementhäuser. Ich fragte sämtliche Hausmeisterinnen und Putzfrauen aus. Kurz: Während ungefähr drei Tagen wurde ich oft gesehen rund um den Römerhof. Ich störte die Leute beim Mittagessen mit meiner Fragerei. Und die herumstehenden Kinder wurden meine Helfer. Natürlich hatte jedes Kind schon eine blonde Dame gesehen. Wo aber war sie?

Nachdem ich als Detektiv gründlich versagt hatte, ging ich schließlich doch zur Polizei. Was blieb mir anderes übrig? Dort hat man meine Aussage protokolliert, eine Akte mit Unterschrift und Stempel angelegt und... mir obendrein die fünfzig Mark abgenommen. Die Polizisten haben das «Corpus delicti» behalten und mich mit einer Empfangsbescheinigung abgespeist. Dafür gibt mir keine Bank elf Franken...

Für jene Leser, die nach dieser Begebenheit vielleicht Mitleid mit mir haben, erzähle ich noch die folgende Geschichte: Eines Nachts nach ein Uhr stand ich auf dem Standplatz, als zwei Männer erschienen und mich fragten, was eine Fahrt nach Dietikon koste. «Ich möchte diesen Herrn bloß nach Hause begleiten», sagte der eine, «nachher fahre ich mit Ihnen wieder zurück. Ich wohne hier ganz in der Nähe.»

Ich veranschlagte die Fahrt auf zwölf Franken. Die beiden waren damit einverstanden,

VEXIERBILD VON DER JAHRHUNDERTWENDE



Wo ist der Pflanzer?

und wir fuhren gleich los. Kaum angekommen, verschwand der eine und sagte, daß er in wenigen Minuten mit dem Geld herauskommen werde. Der übriggebliebene Fahrgast und ich warteten. Wir warteten eine halbe Stunde. Wir warteten vergebens.

«Können Sie diese Fahrt nicht bezahlen? Sie wollen doch wieder zurückfahren?» fragte ich den übriggebliebenen Herrn. «Ich», japste er, «ich besitze keinen Rappen.» «Aber Sie sind doch ziemlich angesäuselt», wandte ich ein, «haben Sie den ganzen Abend ohne einen Rappen in der Tasche getrunken?» «Nein», jammerte der Bursche, «das ist es ja: Ich habe all mein Geld versoffen. Arbeit habe ich auch keine und heute ist der Letzte. Man hat mir das Zimmer gekündigt. Moralisch und in den Finanzen bin ich also vollkommen fertig.»

«Ich habe keine Lust, hier noch länger zu warten, kennen Sie wenigstens den Namen dieses Herrn?»

«Den Namen weiß ich wohl, aber was wollen Sie damit anfangen?»

«Wir gehen zusammen zur Polizei und zeigen den Kerl an.»

«Das machen wir. Dem machen wir die Hölle heiß! Fahren Sie ruhig auf die Polizei. Ich bin Zeuge.»

Darauf fuhr ich in die Stadt zurück. Ganz in der Nähe unseres Standplatzes befindet sich

ein Polizeiposten. Wir traten ein. Mein Fahrgast ohne Geld, doch selbstbewußt und sicheren Schrittes.

«Dieser Herr», sagte ich zu dem Polizisten hinter dem Pult», kann die Taxifahrt nicht bezahlen, er will sie schuldig bleiben. Es macht zwölf Franken. Bin ich vielleicht eine Bank? Soll ich jedem auf die blauen Augen hin Kredit gewähren?»

Inzwischen tauchte ein forscher junger Polizeimann auf und hörte die Geschichte ebenfalls.

«Dieser Mann», ich deutete mit dem Finger auf denselben, «ist obdachlos. Heute ist der Letzte. Man hat ihm das Zimmer gekündigt. Arbeit hat er ebenfalls nicht, und er kann den Taxi nicht bezahlen. So einem soll ich Kredit gewähren. Womöglich einen Schuldschein von ihm annehmen?»

Wenn ich jetzt sagen würde: Meinem Fahrgast sind die Augen aus dem Kopf gefallen, wäre das gelogen. Seine Augen fielen nicht heraus. Aber der Groschen fiel. Und zwar bei diesem jungen Polizisten.

«Los...», sagte er entschlossen, «legen Sie alles, was Sie besitzen, auf den Tisch!» Und mein Fahrgast zog sprachlos seine Habseligkeiten hervor – ein Taschentuch, ein Stück Schnur, zwei Franken und drei rote Rappen. Die zwei Franken schob der Polizist mir herüber. Dann schnauzte er: «Woher sind Sie gebürtig?» «Von Maienfeld», flüsterte der Fahrgast zu Tode erschrocken. Und der Polizist: «Da Sie arbeitslos sind, außerdem obdachlos und mittellos, können wir Sie im Handumdrehen per Schub nach Maienfeld spedieren. Ist es das, was Sie wünschen?» Mein Fahrgast begann am ganzen Körper zu zittern und erbleichte noch mehr.

«Wir geben Ihnen eine letzte Chance», sagte der Polizist, «Sie liefern die zehn Franken bis Freitagabend hier ab. Wenn das Geld bis dahin nicht eintrifft, werden wir Sie im Polizeianzeiger ausschreiben!»

Das wirkte. Freitagabend konnte ich die zehn Franken abholen. Diesmal hatte man mich nicht übers Ohr gehauen!

Zieh vom Leder

An einem heißen Frühlingsabend fuhr ich kurz nach sieben das Limmatquai hinunter. Auf der Höhe des Rathauses hielten mich zwei Milieudamen auf. «Fahren Sie zum Restaurant A.!» befahl die eine. Ich schaltete die Uhr ein und fuhr los. Während meine Augen im Rückspiegel den Verkehr hinter mir abtasteten, streifte ich auch die beiden Mädchen mit einem Blick. Die Schwarze hatte ich schon Dutzende von Malen gesehen. Die Blonde höchstens zwei, dreimal. Es war fürchterlich heiß auf der Straße. Die beiden vorderen Fenster waren geöffnet. Der Zugwind fächelte herein. Er säuselte so fein und zart, daß man sich daran richtig verkühlen konnte. Mein Flanellhemd klebte mir am Körper, und auf meiner Stirne perlte der Schweiß. Der Himmel war dunstig weiß, und die tiefliegende Sonne blendete schräg aus Südwesten herüber.

«Also, mir kannst du keinen Vorwurf machen, Totenkopf», sagte die Schwarzhaarige, «ich habe ihn ja nicht gekannt.»

«Bist du sicher, daß sie jetzt dort ist?»

«Ganz sicher.»

Während ich diesem Gespräch zuhörte, fuhr ich um das Central, nahm die Richtung zum Hauptbahnhof und bog gegen das Sihlquai ab.

«Wenn ich gewußt hätte», sagte die Schwarze, «daß er dein Freund ist, hätte ich niemals mit ihm herumgefestet. Aber diese Wildsau wußte schließlich, daß er dein Freund ist.»

«Der werde ich das Gebiß einschlagen», knurrte der Totenkopf.

«Zu mir sagte sie», begann die Schwarze wieder, «auf den Kerl habe ich Mumm, er hat immer so gute Fässer.»

«Chauffeur», sagte die Blonde plötzlich, «Sie müssen mit mir hineinkommen und etwas trinken.»

Vierzig Meter vor der Bar fädelte ich meinen Kapitän in eine Parklücke ein und stieg aus. Der Totenkopf ebenfalls. «Ich werde es ihr zeigen», sagte sie und klemmte die Handtasche unter den Arm. «Kommen Sie, Chauffeur, gehen wir hinein.»

«Aber es gibt Streit», raunte die Schwarze durchs offene Wagenfenster. Ich ging voran, wußte aber nicht recht, ob man mich nun als Held oder als Stenz ansehen würde. Drinnen in der Bar war es angenehm kühl. Ein gutgebautes Geschöpf mit dunkelbraunem Loreleihaar empfing uns.

«Salü Erika», grüßte der Totenkopf mit heiserer Stimme.

«Ach salü», piepste die Lorelei, «wie geht es dir?»

«Ich habe mit dir zu reden!»

«So...?» Die Lorelei machte Kulleraugen und trippelte davon.

«Ja..., so...!» knurrte der Totenkopf giftig und biß sich eine Zigarette in den Mund. Ich gab ihr kein Feuer. Ich bin kein Stenz.

Nachdem uns die braunhaarige Erika einen Kaffee hingestellt hatte, setzte sie sich hinter der Bar auf einen hohen Stuhl, uns gegenüber, und blickte den Totenkopf unschuldig wie ein Lamm an. «Wenn du meinst, daß du hier die seriöse Katze spielen kannst», begann der Totenkopf warnend, «dann hast du dich verrechnet.»

«Warum...?»

«Du weißt genau warum. Du mußt nicht meinen, daß du mit meinem Freund ungeschoren herumturnen kannst!»

«Wer hat dir das erzählt? Ich weiß genau, wer gezündet hat!»

«Erika, wenn du meinst...!»

«Das ist gar nicht wahr!»

«Wenn du meinst, daß du hier noch lange arbeiten kannst und die Seriöse spielen, dann bist du falsch gewickelt, Erika. Dann hole ich sämtliche vom Bellevue und wir machen dir hier in dieser Bude die größte Lampe. Dann werden wir sehen, wie lange du hier noch arbeitest!» Die braune Lorelei rutschte von ihrem Stuhl hinunter und verschwand hinter dem Vorhang. Es dauerte einige Sekunden, dann zeigte sich die Figur einer dicken Frau. Sie äugte zu uns hinüber, zum Totenkopf und dann zu mir und verschwand ebenfalls wieder. Erika besaß Mut, sie tauchte erneut auf und der Totenkopf hob sogleich den Zeigefinger.

«Wenn du meinst...!» Der Satz wurde nicht zu Ende gesprochen. Der Vorhang wurde mit wilder Gebärde beiseitegerissen, und ein Bulle von Mann erschien auf der Bildfläche. Ganoven-Johnny persönlich schaltete sich in die Diskussion ein. Was der hier zu suchen hatte, war mir schleierhaft, wahrscheinlich betätigte er sich als Tellerwäscher in diesem Etablissement.

«Marsch, packt euch!» sagte das Muskelpack, «macht bloß, daß ihr auf die Straße kommt, bevor ich hier abtische!»

«Zahlen, verreisen...», winselte der Totenkopf, «aber dem Luder werde ich die Suppe noch versalzen!»

«Trollt euch», knurrte Johnny, «du brauchst nicht zu zahlen. Wir wollen dein dreckiges Geld gar nicht haben!»

Ohne Zweifel: Die Luft war dick. Deshalb begann ich mich zurückzuziehen und kümmerte mich nicht mehr darum, ob ich der Dame beim Verlassen dieser Gaststätte den Vortritt zu lassen hatte oder nicht. Schließlich bin ich Taxichauffeur und kein Casanova.

Während ich um den Bahnhofplatz herumfuhr und die beiden hinter mir aufgeregt tuschelten, zeigte die Uhr zwölfachtzig.

Die Sonne war hinter den Häuserreihen versunken. Doch blieb es hell, taghell. Die Luft war lau und roch nach Lindenblüten. Es war Frühling.

Fünf Jahre für Willi

Eine bekannte Witzfigur ist die Frau mit dem Walholz, welche die Heimkehr ihres Gatten abwartet. So etwas Ähnliches habe ich auch schon erlebt.

In einem Restaurant in der Nähe des Stauffacher-Platzes mußte ich einen Mann abholen. Der lag so im Alkohol, daß er nicht mehr auf seinen Beinen stehen konnte. Der Wirt brachte ihn mit Unterstützung der Serviertochter zu meinem Wagen. Mit viel Mühe und vereinten Kräften gelang es uns, den Mann auf den hinteren Sitz zu packen. Das war nun nicht gerade eine Fracht, wonach ich mir die Finger geleckt hätte.

Aus Erfahrung weiß ich jedoch, daß Gewohnheitstrinker nie erbrechen müssen. Das tun nur Gymnasiasten. Der Wirt stahl sich davon und überließ es mir, zu erfahren, wo der Lallende überhaupt wohnte. So nahm ich den Hilflosen ins Kreuzverhör und erfuhr nach einer gewissen Zeit, wohin ich fahren mußte. Ich fuhr zur Nummer, die er mir angegeben hatte: Es war ein großes Mietshaus! Wo sollte ich läuten? Ich wartete. Mein Fahrgast war nicht mehr wachzukriegen. Je mehr ich ihn schüttelte, umso tiefer schlief er. Es gefiel ihm sichtlich in meinem Taxi. Er ging sogar so weit zu schnarchen. Schon war ich wieder eingestiegen und wollte ihn auf die Polizei bringen, als eine Frau ans Fenster klopfte und auf den Schläfer deutete. Sie rang sich die Hände und sagte fortwährend: «Willi, Willi, wie bist du wieder dran!» Inzwischen war auch noch der Sohn herausgekommen. Zu dritt beratschlagten wir, wie wir den Leblosen möglichst leise ins Haus bringen könnten. Ich hieß die Frau vorangehen und uns die verschiedenen Türen aufhalten. Dann zerrte ich Willi aus dem Wa-

gen und hißte ihn mit Hilfe des Sohnes auf die Achseln und in den Lift.

Endlich lag der Sack dann grunzend im Bett. Für solche Schwerarbeit haben wir Taxichauffeure unseren Tarif. Der ist fünf Franken. Das hat mir die Frau auch gerne bezahlt. Ferner sagte ich ihr, daß ich ihrem Willi höchstens noch fünf Jahre gebe, wenn er in dieser Art und Weise weitertrinke.

Pfade der Liebe

Ich erinnere mich auch an einen grauen Novembernachmittag. Regen und Schnee fielen seit dem frühen Morgen. Die Menschen gingen schutzsuchend den Häusern entlang, und an den Tramhaltestellen wölbten sich ganze Dächer von Regenschirmen. In meinem Taxi war es gemütlich warm, ich hatte den Radio angedreht und hörte Jazzmusik. Schon eine ganze Weile stand ich auf dem Platz an der Badenerstraße, und langsam begann es mir langweilig zu werden. Da stieg ein Pärchen ein, eine hübsche junge Dame mit einem rührenden Burschen. Sie hielten sich die Hände: «Wohin wollen wir fahren?» fragten sie sich und entschieden, eine Tour um den Zürichsee zu machen. Die Dame gab mir eine Hunderternote als Pfand und sagte: «Wahrscheinlich fahre ich sowieso wieder hierher zurück!» Dann, zu dem jungen Mann gewandt: «Wann mußt du drinnen sein?» «Um sieben Uhr!»

So fuhr ich los und fragte die beiden, ob ich den Radio abschalten sollte. Im Gegenteil, sagten sie, die Musik sei ihnen angenehm. Kaum zur Stadt hinaus, begannen die Gefühle zu wachsen. Sie küßten und küßten wie im Mai. Dabei war draußen ein Hundewetter. Langsam begann es einzudunkeln... Nach einer guten Stunde waren wir wieder in Zürich. «Wohin soll ich jetzt fahren?» fragte ich. «Fahren Sie nach Regensdorf!» Ich fuhr nach Regensdorf ... zur Strafanstalt. Er tat mir leid. Das war sein Urlaub gewesen. Auf dem Rückweg zur Badenerstraße sprach sie kein Wort. Den Radio hatte ich abgestellt. Sie stieg aus, und ihre Gestalt verlor sich in den verregneten Häuserreihen.

Ein Bund Rosen

Bald danach bestieg vor dem Hotel Schweizerhof ein Herr in Begleitung einer Dame meinen Taxi. Der Mann hielt einen Blumenstrauß in der Hand, fein eingewickelt. Sie nannten als Fahrtziel eine Straße in Zollikon, die ich erst im Stadtplan suchen mußte. Es handelte sich um Portugiesen oder Südamerikaner.

An der verlangten Straße, ein kleines Weglein mit drei, vier Villen, lud ich die beiden aus und fuhr wieder in die Stadt. Mittlerweile wurde es neun Uhr und ich ging zum Nachtessen.

Um zehn startete ich wieder und stellte mich beim Kongreßhaus hinter einer Reihe wartender Taxi auf. Bei dieser Gelegenheit wollte ich das Wageninnere ein wenig auslüften. Und was sah ich? Was lag hinten auf dem Fensterbrett? Der Blumenstrauß im grünen Seidenpapier!

Schweizerische Anekdote

In der Vierzehner-Vorkriegszeit, wenn es einen Divisionär nach Rangerhöhung gelüstete, bespöttelte man seinen Ehrgeiz in eingeweihten Kreisen, indem man mit boshafter Anspielung auf die begehrte Schärpe, die der Korpskommandant um den Gürtel trägt, von ihm sagte, er habe die Gürtelrose. Eines Tages auf der Durchreise in Zürich trifft Bundesrat Deucher einen damals als Streber vielbelächelten Politiker und Divisionär. Freudig erstaunt geht der hohe Magistrat grüßend auf ihn zu: «Ja, Herr Oberstdivisionär, sind Si dänn wider zwääg?» Erwidert verständnislos der so Angesprochene: «Warum nüüd, Herr Bundesrat? Ich bin doch nüd chrank gsi.» Und prompt der gütige Herr Deucher: «Me hät mir gsait, Sie hebid d Gürtelroose.» *mg.*

Ich nahm den Bund heraus, öffnete das Papier ein wenig und sah etwa dreißig Freilandrosen. Von Schnittblumen und Frischgemüse verstehe ich etwas, weshalb ich unschwer kombinieren konnte: Vorliegende Rosen, am Bahnhofplatz gekauft, mußten einiges gekostet haben.

Ich versuche mich natürlich immer in eine Situation hineinzudenken. Klar war mir eines: Dieser Bursche holte sich eine tüchtige Blamage, wenn er ohne diese Rosen aufkreuzte. Dazu in einer Villa in Zollikon. ‚Bis die Tonhalle aus ist, kann es noch eine halbe Stunde dauern', dachte ich. Und ich kann derzeit anstehen und habe rein nichts zu tun, als herumzugehen und mir eins zu gaffen. Nehme ich hingegen diese Rosen und fahre damit nach Zollikon, so werden sie mir für das Hinausfahren wohl etwas geben. Sonst nehme ich die Rosen wieder mit und stelle sie bei mir zu Hause auf. Kann man sich das vorstellen? Ein Bund von dreißig roten Rosen bei mir zu Hause auf der Waschkommode!

Also setzte ich mich in den Taxi und fuhr nach Zollikon. An dem Weglein angekommen, blickte ich mich zuerst einmal um. Die am nächsten liegenden Häuser lagen im Dunkeln, bloß das hinterste zeigte auf einer Seite Licht. Dort drückte ich auf den Knopf, und bald kam ein italienisches Dienstmädchen heraus. Ich hob den Rosenstrauß ein wenig, und schon wollte sie ihn schnappen. Aber geistesgegenwärtig trat ich damit einen Schritt zurück. So einfach ging das nicht. Mir den Strauß abnehmen, dankeschön sagen und die Türe vor meiner Nase zuwerfen. Da sind sie an den Falschen geraten.

«Hol den Patron . . .», sagte ich.

Kurz darauf erschien ein Herr, in schwarzem Smoking, im Hausflur. «Guten Abend», sagte ich freundlich, «ist hier in diesem Haus zufällig jemand, der heute abend in einem Taxi Blumen vergessen hat?»

Der Mann im Smoking hatte so etwas nicht erwartet. Er wurde überrumpelt, brüllte aufgeregt etwas ins Haus hinein und hieb mir aus Leibeskräften auf die Schulter. «So ein eeehrlicher Mensch», rief er in einem fort und machte einen so großen Lärm, daß die ganze Gesellschaft zusammenlief, einschließlich meines südamerikanischen Pärchens.

Da stand ich und ließ mich bestaunen, wie ein Weltwunder. «Ich weiß ja», sagte ich schüchtern, «was für ein blödes Gefühl es ist, wenn man auf Besuch kommt und sagen muß, man hätte die mitgebrachten Blumen im Taxi vergessen.»

«Huu, huu, huu», schrie der Dicke entzückt, und eine Träne glitt ihm ins Auge. «Allenthalben gibt es in der Schweiz noch ehrliche Leute.» Er freute sich, daß er Gelegenheit hatte, seinen ausländischen Gästen diese Ehrlichkeit bildlich vorzuführen. Natürlich bezahlten sie mir die Fahrt und obendrein etwas dazu. Ich mußte nicht zweimal bitten. Und das Pärchen gab mir noch extra einen Fünfliber.

«Geben Sie uns», sagte der Smoking, «geben Sie uns Ihre Telephonnummer. Sowas muß belohnt werden. Wenn wir in Zukunft einen Taxi brauchen, werden wir an Ihre Firma denken.»

Aber wozu sollte ich ihm meine Adresse angeben? Wo ich doch damals für eine Wischerfirma arbeitete. Ich glaubte es ihm nicht ganz. Solche Höflichkeiten sagt man im ersten Schrecken, wenn man überrumpelt wird. Aber gefreut hat es mich trotzdem.

*

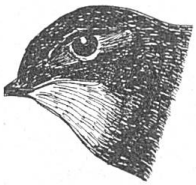
So sieht und hört ein Taxichauffeur mancherlei. Sein Arbeitsgebiet ist die ganze Stadt. Ähnlich wie ein Angestellter seinen Betrieb durch und durch kennt, so ist auch der Taxichauffeur über seinen Arbeitsplatz informiert. Wollen Sie wissen, wo eine bestimmte Straße ist? Der Taxichauffeur weiß es. – Haben Sie Lust auf eine Freinacht? Der Taxichauffeur kann Ihnen darüber Auskunft geben. – Sie kennen sich in der Stadt nicht so gut aus und haben in irgend einem Restaurant eine Verabredung, aber zum Donnerwetter, den Namen haben Sie vergessen. Sie wissen nur noch ungefähr, wo das Lokal liegt. Der Taxichauffeur findet auch dieses Lokal. – Ausgerechnet zur abendlichen Stoßzeit bleibt Ihnen nur noch eine Viertelstunde, um den letzten Zug nach Romanshorn zu erreichen. Auf Schleichwegen pirscht sich der Taxichauffeur in die Nähe des Bahnhofs, und Sie erreichen den Zug in letzter Minute.

In der Stadt herumzufahren ist sein Beruf. Bei vereister Straße und Schneegestöber; bei hochsommerlicher Hitze, wenn die Ausländer wie Hummeln auf Kreuzungen herumirren. Einmal fährt er Millionäre ins Grandhotel und dann wieder Plattenschieber in die Räuberhöhle. Tagein – tagaus. Und er möchte mit keinem anderen Beruf tauschen. Nein – mit keinem.

Kennen wir unsere Vögel?

Von Martin Schwarz

Der Mauersegler



Wenn der Städter in den letzten Apriltagen oder anfangs Mai beglückt die «ersten Schwalben» über den Dächern in reißendem Flug ihre Bahn ziehen sieht – so muß ich ihn als Ornithologe leider enttäuschen: Diese «Schwalben» sind gar keine Schwalben, sondern Mauersegler! Unsere wirklichen Schwalben, die Rauch-, Mehl- und Uferschwalbe, sind nämlich dann schon gut einen Monat im Land und meist schon mit der Brut beschäftigt. Sie bewohnen jedoch eher ländliche Siedlungen, oder sie nisten, wie die Uferschwalbe, in Steilhängen von Lehm- und Kiesgruben oder Flußufern.

Segler und Schwalben haben das gemeinsam, daß sie beide Insektenjäger sind und ihre Nahrung im freien Flug erbeuten. Deshalb sind ihre Beine von geringerer Wichtigkeit und also sehr kurz, der Schnabel klein und schwach, die Mundöffnung aber sehr weit gespalten. Und weil diese Vögel auf fliegende Insekten angewiesen sind, ziehen sie auch ihrem Futter über Tausende von Kilometern nach, zum Teil bis nach Südafrika. Der Mauersegler verläßt uns meist schon Ende Juli, die Schwalben erst im Oktober.

Zu ihrer unglaublichen Wendigkeit verhelfen diesen Vögeln die schmalen, langen und spitzen Flügel und der gegabelte Schwanz, der als Steuer bald weit gebreitet, bald schmal zusammengelegt wird.

Den Mauersegler erkennt man vor allem an der bis auf einen undeutlichen weißlichen Kehlfleck dunkeln, rußgrauen Unterseite, während die Schwalben und der Alpensegler unten überwiegend weiß gefärbt sind. Leicht prägt sich auch das besondere Flugbild des Mauerseglers, die Eigenart seines ungemein reißenden Fluges, ein. Auf kurze Strecken erreicht er eine Geschwindigkeit von gegen 200 Stundenkilometern. Die gegenüber den Schwalben längeren, sichelförmigen, gekrümmten Flügel bilden eine Halbmondfigur. So sieht er in der Luft einem kleinen Anker ähnlich. Legen die Schwalben bei ihren zuckenden Flügelschlägen die Schwingen eng an den Leib, so bewegen die Segler sie weit ausgebreitet in einer Folge sehr rascher, schwirrender Schläge, um dann längere Strecken im Gleitflug mit allen möglichen Sturzflügen und Wendemanövern zu durchmessen, so daß der Beobachter bald die Ober-, bald die Unterseite zu Gesicht bekommt. Unverkennbar sind auch die gellend-schrillen «srrrie»-Rufe der sich jagenden Vögel, die dem Mauersegler die treffenden Volksnamen «Spyr» oder «Spyri» eingetragen haben.

Kommt uns ein ermatteter oder verletzter Mauersegler in die Hände, so fallen uns die großen, dunklen Augen auf, die von einem starken Brauenbogen überwölbt sind und dadurch fast an die eines Raubvogels erinnern, während die Schwalben mit ihren Kugeläuglein harmlos und gemütlich dreinschauen.

Während an den zarten Füßchen der Schwalben wie bei allen übrigen Singvögeln drei Zehen nach vorn und eine nach hinten gerichtet sind, sind bei den Seglern alle vier nach vorn gerichtet. Daher sieht man diese Vögel sich höchstens für Sekunden an Mauern festklammern, von wo sie mühsam auf dem Bauche kriechend in ihre Nisthöhle schlüpfen. Dagegen ist der Segler unfähig, auf Leitungsdrähten, Dachgiebeln oder dürren Zweigen zu ruhen oder zierlich trippelnd am Boden Niststoff zu sammeln, wie man es bei den Schwalben regelmäßig beobachtet.

Eine Streitfrage ist es, ob der Mauersegler überhaupt von ebenem Boden auffliegen kann. Man ist geneigt, diese Frage zu verneinen, da man recht oft völlig unverletzte Segler hilflos am Boden auflesen kann, die, in die Luft geworfen, ohne weiteres davonfliegen oder von der erhobenen Hand aus freiwillig starten. Anscheinend handelt es sich bei diesen «Findel-Seglern» aber doch um leicht ermattete Tierchen, denn ein völlig munterer Mauersegler, den man auf den Boden legt, weiß sich durch kräftige Schläge seiner langen, elastischen Schwingen doch so weit emporzuschnellen, daß er – wenn auch mit Mühe – abzufliegen vermag. Daher findet man naturgemäß auf dem Boden keine Segler, die noch voll bei Kräften sind.